Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 51 (1910)

Artikel: Von einem hundertjährigen Pfarrer
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007937

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gemeinde. Von der Mündung der Bäche in den See bis hinauf zu den Quellen blieb ihm kein Fuß des gefährdeten Bodens unbekannt. Die Bachverbauungen kann man mit Fug und Recht als Landammann Businger's Lebenswerk bezeichnen.

Auch im engern Rahmen, auch als Gemeindepräsident von Stans, wirkte er seiner Zeit mit gleicher Hingebung. Ihm verdankt unser Kantonshauptort seine schöne Wasserversorgung und Hydrantenanlage, und wenn irgendwie im Gemeindewesen eine bauliche Neuerung auszuführen war, finden wir Landammann Ferd. Businger stets mit dabei an erster Stelle, um durch Rat und Tat jedes neu unternommene Werk zu fördern. Als Kirchmeier der Pfarrei Stans war er unseres Erinnerns der einzige, der während zwei Amtsdauern diese weitschichtige, arbeitsreiche Verwaltung führte.

Der politischen Gesinnung nach gehörte Landammann Businger der liberalen Partei an, doch suchte und liebte er den politischen Kampf nicht, dazu war er eine viel zu ruhige und kühle Natur. Er wich dem Kampfe aber auch nicht aus, wenn die Verhältnisse dazu drängten und stellte dann auch für seine Partei den Mann, auf den sie mit Sicherheit sich verließ. Den noblen Grundzug seines Wesens verleugnete er auch in Zeiten heftigen politischen Kampfes nicht. Auf religiösem Gebiete wahrte er gewissenhaft die guten, alten Traditionen unseres treu katholischen Nidwaldnervolkes, das seinen Landammann auch in der Kirche, an Landesprozessionen und bei althergebrachten kirchlichen Kundgebungen an erster Stelle sehen will. Das Ideal des einträchtigen Zusammenwirkens geistlicher und weltlicher Gewalt zum Wohle von Land und Volk ist noch festverankert im Nidwaldner Boden.

Landammann Ferdinand Businger hat in den vielen Jahren seiner uneigennützigen öffentlichen Tätigkeit allgemeine Verehrung und Anhänglichkeit bei allen Schichten der Bevölkerung gefunden. Sein Andenken wird beim Nidwaldnervolke allzeit ein gesegnetes bleiben.

Von einem hundertjährigen Pfarrer.

Hopla! Schon im Titel etwas Schwindel! Wie kommt das heraus bis am Schluß? — Nämlich mit dem „hundertjährig" ist das so zu verstehen: dieser Pfarrer würde im Jahre 1910 hundert Jahre alt, wenn er nicht schon anno 1883 selig im Herrn verschieden wäre. Ich meine damit den Pfarrer

Xaver Herzog in Ballwil,

der, wie jedermann weiß, einer der vorzüglichsten Volksschriftsteller gewesen ist, wenn nicht der vorzüglichste von allen auf katholischer Seite in der Schweiz im letzten Jahrhundert, und darum darf er auch im „Nidwaldner Kalender" nicht ganz vergessen werden, besonders da er in der nämlichen Druckerei, wo dieser Kalender herauskommt, auch eines seiner gelungensten Bücher mit Titel: Der Lieutenant, herausgegeben hat. Er war ein ausgezeichneter Kenner der Volksseele, dabei ein heiterer Plauderer und witziger Kopf, so daß seine Erzählungen überaus kurzweilig, unterhaltend und lehrreich zu lesen sind. Ich führe davon noch an: „Maria die Büßerin", „der Beruf", „der Idealist", „der Götti", „Fridolin, ein Vikar", „Peter Schlänggi, der Ratsherr." Daneben eine Unmenge kleinerer Erzählungen, teils im „Katholischen Luzernerbieter" (Wie 's Babeli zu einem Mantel kommt, eines seiner besten Stücke), teils im Zugerkalender und verschiedenen Zeitschriften zerstreut.

Jenes Werk aber, das auch heute noch den größten Wert hat und den Pfarrer Herzog als feinen Kenner des Menschenherzens ins hellste Licht stellt, das ist sein „Geistlicher Ehrentempel", worin er in fünf Bändchen einer großen Zahl von luzernischen Geistlichen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Man sagt zwar, viele seien ganz gegen ihren Willen von ihm darin beschrieben worden nach ihrem Tode und manche haben sich durch Bezahlung eines Fünflibers von der, wie sie offenbar meinten, zweifelhaften Ehre losgekauft, darin verewigt zu werden. Aber wenn man heute, wo die Per-

sonen längst vergessen sind, sich an diese Nekrologe heranmacht, dann muß man eigentlich staunen über den Reichtum von Geist, Seelen- und Personenkenntnis, der sich auf jeder Seite darin kundgibt. Auch kulturhistorisch sind die meisten jener Lebensbeschreibungen sehr wertvoll, das eine oder andere Mal kommen prächtige Erzählungen mit den betreffenden Zeitbildern dazwischen. So namentlich in der groß angelegten Biographie des Kaplans Alois Meier in Baldegg, der daselbst ums Jahr 1860 im Alter von 84 Jahren gestorben ist. Es ist erstaunlich, was Herzog in das einfache Leben dieses weder durch Talent, noch Stellung hervorragenden Priesters hineinzubringen weiß. So unter anderm die ganze Liebesgeschichte seiner Mutter, des „Anneli von der Pfaffenschwand" bei Ruswil, das lieber einen braven Knecht heiratete, den es gern hatte, als einen ihm unsympatischen reichen Bauernsohn, den ihm die Eltern, ebenfalls vermögliche Bauersleute, aufdrängen wollten.

Was aber diese Geschichte für den Nidwaldner Kalender besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß der erste Sprößling aus dieser Ehe, eben jener spätere Kaplan Alois Meier, durch einen eigentümlichen Zufall sich an dem

Einfall der Franzosen im Nidwaldner Land

vom Jahre 1798 beteiligen mußte. Alois war Ministrant geworden und der Herr Kaplan meinte, da der Knabe schon lange Neigung zum geistlichen Beruf gezeigt hatte, man könnte es jetzt mit dem Studieren wenigstens einmal versuchen, besonders da der „Knabe" ja schon über zwanzig Jahr alt war und noch weder lesen noch schreiben konnte. Damals war es Uebung, daß solche „Studenten" vorher einen Kurs bei einem Geistlichen machten, bevor sie aufs Gymnasium kamen und da war denn anno 1797 im Seetal drunten, in Kleinwangen, ein berühmter Kaplan, namens Schmidli, den man wegen seiner vorzüglichen Kenntnis des Latein nur den Cicero nannte. Dem wurde der Meier anvertraut und er hatte neben sich einen Genossen von achtzehn Jahren, der auch erst zu studieren anfing, aber freilich den Ruswiler Burschen an Talent so weit übertraf, daß er, der jüngere, später noch der Professor seines ältern Mitschülers wurde. Es war der berühmte nachmalige Professor und Propst Widmer, dessen Name zur Zeit im Kanton Luzern ein religiöses und politisches Programm war, an das sich eine große Bewegung und ein bedeutender Aufschwung der katholischen Sache knüpfte.

Lassen wir jetzt den Pfarrer Herzog selbst erzählen:

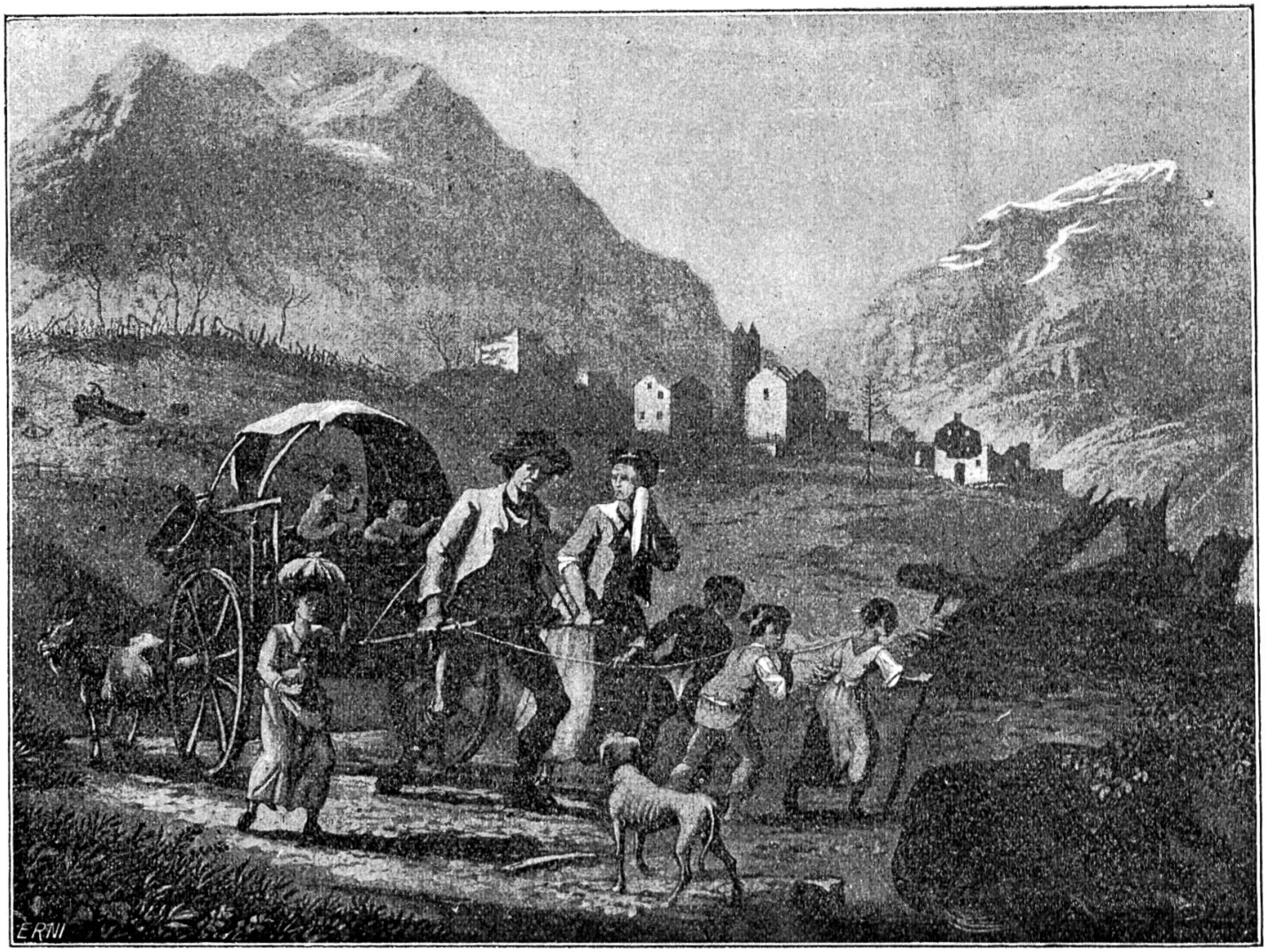
Neben Widmer war noch der Bruder des Kaplans, der Joggi, dem es aber mit dem Studium nie sehr ernst gewesen.

Der Kaplan galt für den besten Lateiner weit und breit. Er gab sich gern und mit Erfolg mit so jungen Leuten ab, hatte aber das Unglück, eine etwas bissige, intrigante Köchin an seiner Mariann zu haben, die den Meier nicht mochte und dem sie beim Kaplan manch Donnerwetter anrichtete. — Einst hatte er von Haus aus einen Kümmelweihen-Kuchen erhalten und teilte ihn mit seinen Kameraden, während die Köchin offenbar der Ansicht war, der Kuchen hätte eigentlich in die Kaplanenküche gehört. Daher mußten die Schüler des Kaplans gleich am Tage darauf deklinieren: der undankbare Student — der verlorne und wiedergefundene Kuchen — der heimtückische Student ꝛc. Was die Mariann auf- und anbrachte über Meier, das sagte sie dem Kaplan und dieser mußte es sodann den Studenten mit Deklination eintreiben. Das Verhältnis war kein freundliches und doch mußte Meier für Kost- und Lehrlohn in der Woche einen Krontaler bezahlen, das ist nach unserm jetzigen Gelde, etwa fünf Franken.

Nach einem Jahre erhielt Meier einen Brief von einem Ruswiler, der früher auch beim Schmidli gewesen, jetzt aber in Stans studierte. Der schrieb ihm, er solle auch zu ihm hineinkommen. Da sei ein anderes Leben, als in Wangen, da gäbe es keine Schwämme in der Schulstube und sei nicht so kalt, daß einem die Tinte gefriere, da sei keine so böse Mariann ꝛc. Nun kam dieser Brief gerade der Mariann in die Hände, sie erbrach ihn, zeigte ihn dem Herrn, der witterte ein Komplott dahinter und sagte zu Meier kurzweg, wenn es ihm da nicht gefiele, so könne er ja gehen. Und der Meier nahm diesen Abschied gut auf, packte seinen Bröder (lat. Grammatik) in seine Hemder ein und — zog ab. Joggi, der Bruder des Kaplans, begleitete ihn, aber nur damit Meier mit niemanden sprechen könne und erzählen, wie es beim Kaplan stehe und was da für eine Ordnung sei und wie sie zu essen hätten. Meier tat so, als gehe er nun direkt heim, und als Joggi sich nun zurück-

gezogen und im Nebel verloren hatte, es war Herbst, da machte er eine Schwenkung dem Waldibüel zu, nahm Abschied von Widmer und zog der Stadt zu. Hier traf der fahrende Schüler seine Schwester an, und da er sich schämte, mit seinem Abschied heimzugehen, so ging diese mit ihm zum frühern Vikar von Ruswil, Herrn Eicher der inzwischen Pfarrer von Vitznau geworden war, und obgleich ein Feind der Junker, doch von den Franzosen viel zu leiden hatte. – Eicher empfahl seinen Alois an den Kapuzinerpater Symphorian in Stans, der ihn zuerst als Altardiener anstellte. Doch war Meier noch nicht imstande, dem Amt allein vorzustehen und mußte zuerst noch einen andern neben sich haben, bis er sich besser getraute.

Nach Stans folgten ihm die Franzosen sozusagen auf dem Fuße nach. Die Aufregung



Nach dem Ueberfall.

Verkleinerte Wiedergabe eines im November 1799 in Zürich erschienenen Kunstblattes, das zu Gunsten der verarmten Familien Nidwaldens verkauft wurde.

im Lande Unterwalden war eine außerordentliche, eine ununterbrochene Vorbereitung auf jenen großartigen Kampf, den das kleine aber großherzige Land gegen den Universaldespoten, die Franzosen, unternahm. Natürlich war da an ein Studieren nicht zu denken, denn seine Lehrer, die Kapuziner selbst nahmen lebhaften Anteil an der Erhebung des Volkes. Daher schickten sie den Meier nach Sarnen in Sicherheit, wo er zugleich seine Studien fortsetzen sollte. Obwalden hatte zwar die helvetische oder französische Konstitution angenommen, aber dafür hatten sie doch ihren Flecken voll fränkischer Soldaten. Meier wäre schon von Stans gern wieder heimgegangen, da er nicht kriegerisch gestimmt war. Allein es war an kein Entweichen mehr zu denken und jetzt, wo er sich in Sicherheit wähnte, mußte er gerade in den Dienst der Franken treten

und mit mehreren Gespannen Munition nach Nidwalden führen.

Was bot sich ihnen für ein Anblick dar, als sie oben bei der Rohrenkapelle, in der erst noch Paul Styger seinen Helden Messe gelesen, als sie von dieser Kapelle nur noch die Trümmer sahen! In der Schanze, welche hier gegen die Franzosen aufgeworfen war, lagen Tote herum, Freunde und Feinde. Die alten Bäume waren umgehauen und zu Verhau benutzt, man glaubte, der alte Drache sei wieder zurückgekehrt, um auf dem Drachenried sein Morden abermals zu beginnen! Sogar die Straße war von Leichen bedeckt, daß sie mit ihren Munitionswagen fast nicht vorwärts kommen konnten, ohne über Leichen fahren zu müssen. Am Allweg aber sah man das Unglück in seiner ganzen Wut, die Häuser niedergebrannt bis an eines, das ihnen zur Wachtstube gedient, auch hier die Kapelle in Asche und die heiligen Geräte ringsum zerstreut!

Die Frau des Sigristen lag auch unter den Toten. Sie trug eine Uniform und hatte die Haare in einen Zopf geflochten, um nicht erkannt zu werden. Bei allem Elend, das sich da in schauerlicher Gestalt offenbarte, beim Anblick so vieler Märtyrer der Freiheit, konnte Meier seinem Drang nach Ordnung und Symmetrie und nach religiöser Auszierung nicht wiederstehen. Er nahm einen von den herumliegenden Kerzenstöcken, drückte ihn fest in die starren Hände der getöteten Frau, wie es sich schickt für eine im Herrn Entschlafene, und ging dann wieder an seinen Wagen nach Stans zu. Da war das Elend noch größer! Das arme Dorf wimmelte von wilden, siegestrunkenen, raucheschnaubenden Franzosen, sie trugen Brot und Käs auf ihren Bayonetten herum, tranken den Wein mit großen Kellen aus Zubern, und wie sie erst noch weiter oben auf sie geschossen, so luden sie jetzt den Meier und seine Leute ein mitzutrinken, denn man hielt sie für gute Patrioten, da sie von Obwalden kamen.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber Meier hatte in Stans die Ehre dem General Schauenburg selber bei Tische aufzuwarten. Entweder zeigte er damals schon Talent zum Transchieren, in dem er in der Folge eine so große Fertigkeit erlangte, oder vielleicht ging ihm hier dieser Sinn, dieses ihm eigentümliche Talent auf. Das war im Durrer'schen Hause, dessen Hausfrau von von den Feinden ihres Landes und den Würgern ihres Volkes genötigt ward, am Tische ihrer Einquartierten in heiterer Unterhaltung mitzumachen. Sie mußte sogar den Franzosen, da sie eine schöne Stimme hatte, singen und Klavier spielen, während ihr Herz blutete und ihr Patriotismus — nicht der französische, sondern derjenige der Heimat — von siebenfachem Schwerte durchstochen ward bei jedem Blicke, den die brave Frau auf ihre Gäste warf. —

Meier kehrte dann wieder nach Sarnen zurück und erzählte mit einer Art Beruhigung, daß — nach acht Tagen — die Sigristenfrau noch immer dalag und die Kerze jetzt noch in der Hand hielt. —

Damals als der Ueberfall Unterwaldens bloß ein schwaches aber deutliches Bild des großen fränkischen Ueberfalls bildete, unter dem die ganze alte Welt, so manche Tugend, so viel häusliches Glück, Glaube und Hoffnung durch die neue Lehre verschüttet wurde — damals war nirgends ein Bestand für die Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft. Insbesondere schien jahrelang das katholische Bewußtsein aus jeder Brust, sogar der Priester gewichen zu sein, und Meier zog, sobald es wieder Luft gab, zagend seiner Heimat zu, fast verzweifelnd, ob es ihm je gelingen werde, die Begierde seines Herzens, den frommen Wunsch seiner Mutter erfüllen zu können, denn der am Altar zu Stans erschossene Priester stand noch zu lebhaft in seiner Erinnerung. Den Rest des unglücklichen Jahrhunderts brachte Meier in Marbach (Entlebuch) zu bei Kaplan Bieri, der neben seiner Kaplanei auch solche Studenten aufnahm. Aber allem nach muß es da noch sehr einfach zugegangen sein. Denn nicht blos brannte man da keine Kerzen, sondern man hatte nicht einmal ein Oellicht zum studieren und man bediente sich jener Kienspäne, die bei Hebel erwähnt werden und die jetzt (d. h. im Jahre 1861) kaum mehr in der ärmsten Hütte des Entlebuchs bekannt sein mögen. —

Soweit wollten wir Herzogs Bericht wortgetreu wiedergeben. Die Studienzeit führte dann den Meier noch nach Solothurn, wohin ihn der Pfarrer und der Kaplan von Ruswil zu Pferd geleiteten, wobei er sich die Vergünstigung erbat, wenn er vom mittraben müde war, sich am Schwanze eines Pferdes einwenig anzuhängen, und später nach Luzern und konnte endlich im Jahre 1810, also gerade im Geburtsjahre desjenigen, der dann später seine Lebensbeschreibung schrieb, zu Ruswil sein erstes heiliges Meßopfer

feiern, war einige Jahre Vikar, dann Kaplan im Eigental am Pilatus droben und von 1814—1860, das heißt bis an sein seliges Ende Kaplan in Baldegg. Und als ihm Petrus das Himmelstor öffnete, — wer kam ihm da entgegen? — Die Sigristenfrau von der Rohrenkapelle mit einer brennenden Kerze in der Hand . .

Für Nidwaldner mag es auch noch intressant sein, daß eine von jenen Leichen, die der Student Meier auf dem Allweg gesehen hat, auch diejenige des Maurers Josef Durer gewesen ist, dessen Frau, die Duxerin, sich über seinen Tod so sehr grämte, daß sie drei Jahre nachher noch, das heißt 25. Wintermonat 1801 sich aufmachte und in der Wiese am Rohren, die Fuhr geheißen, das Grab ihres lieben Mannes suchte, die Gebeine ausgrub, wusch und unter Tränen und frommen Gebeten im Beinhaus zu Stans beisetzte, nur damit sie nicht mehr in ungeweihter Erde ruhen. Lieb und Treu stirbt nicht. —

„Es will Abend werden."

Eine Geschichte aus dem Engelbergertale.

Letzten Sommer bin ich einmal auf der Zieblenalp gewesen, am Hahnen droben im Engelbergertal. Es war ein wunderbarer Abend. Die Klosterglocken läuteten den Tag zur Ruhe. Im Tal ward's dämmerig, und da und dort brannte schon ein Licht. Droben auf der Alp verglühte das letzte Abendrot an der Felswand und der Titlis erstrahlte noch im Sonnengold. Ich kann dir nicht sagen, wie mirs war ums Herz, so wunderbar glücklich, daß ich hätte laut jubeln mögen, und so eigen weh, daß mir schier die Thränen in den Augen standen. Das Menschenherz ist eben ein eigen Ding, viel tiefer als der Alpensee.

Ich stand ans Kreuz gelehnt, droben auf der Alp und dachte mir, wie's erst im Himmel schön sein müßte, wenn schon diese Welt so herrlich sei. Neben mir stand der alte Senn und schaute still in's Tal hinunter. Zwar war ich erst ein paar Stunden droben, aber ich hatte ihn schon recht lieb gewonnen; er war ein echter Sohn der Natur, wie es die Sennen sind und doch nicht grob und unbeholfen, man merkte es ihm an, er hatte schon viel erfahren . . .

„'s ist Zeit zum Alpsegen," sagte er, wie die Schatten allmählig vom Tal herauf schlichen! Und er rief den Sepp und den Toni herzu. —

Um so einen Alpsegen ist's etwas gar Eigenes. Und wie die drei ihn angestimmt, so antwortete schon der Senn von der Gerschni und dem der Herrenrütiälpler. Sie riefen den lieben Herrgott um Schutz und Schirm für Alp und Weide an und flehten die Heiligen um ihre Fürbitte. Der Alpsegen verklang allmählig an den Felswänden und stille ward's wieder; nur das Glöcklein von der Horbiskapelle tönte noch herauf und auch dies verstummte zuletzt, der Bergbach allein sang noch sein uraltes Loblied dem Schöpfer.

Der Sepp und der Toni gingen wieder in die Hütte. Ich blieb mit dem Meistersennen noch draußen. Wir redeten von dem und diesem, wie die Zeiten sich geändert und mit ihnen es auch anders geworden im Tal drunten, wie die Bahn soviel Neues gebracht. Nach und nach ward der Aelpler gesprächiger und erzählte mir aus seinen Jugendtagen, wie's schöne Zeiten waren, als er noch als Bub mit den Geißen an allen Felsen herumgeklettert. Aber die Zeiten seien gar so bald vorbei gegangen und nachher seien bösere gekommen.

„Ich hab schon in jungen Jahren viel erlebt, wenn ich schon nicht gar so weit in's Land hinaus gekommen bin. Es gibt auch in einem Bergtal gar manches, und es brauchen keine Sorgen um's tägliche Brot zu sein, es kann einen doch drücken, vielleicht noch schwerer als ein leerer Geldsack."

Er schwieg eine Zeit lang, und schaute wieder so stilltraurig hinunter ins Tal . . . . „Uebermorgen ist's Maria Himmelfahrt, da jährt sich's wieder. — Ich glaube ich soll's Euch erzählen, wie's gekommen ist, daß ich hier oben der Zieblenalpsenn bin und so einsam, und nicht drunten im Tal mein Heim hab' mit Frau und